

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 16

Artikel: Die Barettlitochter [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574032>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mütern zitternde Atem, die Offenheit seines Blickes, die so scharf absticht gegen das grausame Funkeln im halbgeöffneten Auge des zwischen den hohen Bambusschäften schleichenen Tigers — das dürfte sich kaum besser erfassen und ausdrücken lassen.

In diesen beiden Radierungen hat unser Landsman vollgiltige Proben eines Talentcs abgelegt, das im Atelier Steffek sich zu entwickeln begonnen hat, und kraft dessen van Nuyden heute einer unsrer besten Tierdarsteller ist.

Die Barettkloster.

Novelle von Jakob Böhmer, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

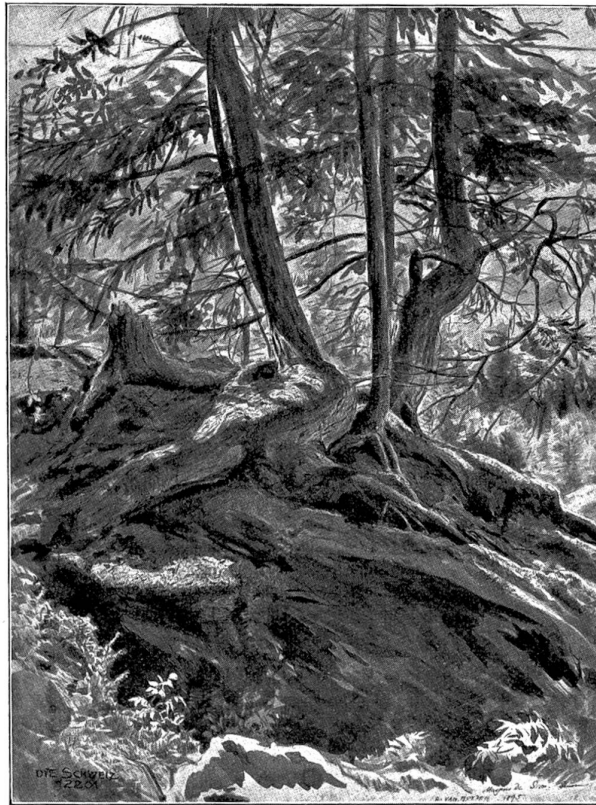
Vor nur wenigen Monaten hatte sie mit ihm das erste Wort getauscht. Es war am Berchtolbstage. Junge Patrizier und Patrizierinnen hatten

eine Schlittenfahrt nach dem Städtchen Burgdorf unternommen und kehrten in heiterer Stimmung beim Mondenschein nach Bern zurück. Unterwegs holten sie einen Schlitten ein, der weniger leicht über den Schnee flog als die ihrigen, und da der Uebermut mit ihnen fuhr, hieb jeder, der an dem fremden Gefährt vorbei fauste, mit der Peitsche auf den wegmüden Gaul ein und bewarf den Fuhrmann mit spöttischen Worten. Dem ward endlich das Treiben zu toll und als der letzte Schlitten, der in beträchtlicher Entfernung hinter den andern fuhr, sich ihm nahte, wartete er den Hieb nicht ab, sondern faßte seine Peitsche am dünnern Ende und führte mit dem dickern einen wuchtigen Schlag über die Nase des heranschraubenden Pferdes. Dieses scheute, setzte über den Straßengraben und fauste feldein. Der Herr, der auf eine solche Wendung des Spases nicht gefaßt war und eben zum Hieb ausholen wollte, wurde aus dem Schlitten geschleudert und rollte unsanft in den Graben; die Dame jedoch, die neben ihm saß, konnte sich halten und stürmte nun in Todesängsten in die Nacht hinein. Es war Julia. Sie meinte jeden Augenblick an einem Baum oder Stein zu zerschellen und Todeschauer durchzuführen sie. Plötzlich sank die Erde vor ihren Augen ein: sie schwebte über einem steilen Abhang und, das Schlimmste erwartend, schloß sie die Augen und klam-

merkte sich fester an den Schlitten an. Aber die Hände wurden ihr losgerissen, sie merkte, daß sie gehoben wurde und flog. Sie war in solcher Angst, daß sie geraume Zeit brauchte, um inne zu werden, wie weich sie gebettet worden war; der Wind hatte oben an dem Abhang den Schnee manns- hoch angeweht, und sie fiel hinein wie in ein Flaumbett. Pferd und Schlitten lagen in der Tiefe, fast ganz im Schnee versteckt. Oben näherte sich Schellengeklingel und bald tauchte das Gefährt des Fremden auf, der das Unheil angestellt hatte. Der Mann sprang vom Schlitten und watete zu Julia hinab. Nun erkannte sie ihn, es war der Gerber Dietbert. Er war in größerer Angst, als sie eben noch gewesen war; er fragte sie, ob sie Schmerz empfinde und bat sie mit herzlichen Worten um Verzeihung, sie daran erinnernd, wie sehr die Herren ihn gereizt hatten. Sie sagte ihm, er sollte etwas weniger Worte machen, ihr aber dafür aus dem Schnee helfen, und er that dienstfertig, wie sie ihn hieß.

Als Julia wieder fest auf den Füßen stand, in weißem Gewand wie der Winter selber, da mußte sie in der Erinnerung an die überstandene Angst hell auf- lachen, und Dietbert, sie so munter sehend, wurde von ihrer Heiterkeit angesteckt und lachte mit.

Nun kam Julias Kavaliere hinkend über den Schnee geschritten. Schon von weitem überhäufte er Dietbert mit Flüchen und Drohungen und ließ auch das Mädchen hart an, weil es bei dem Gerberhunde stehe, statt nach



Méridès bei Sitten.
Getuschte Federzeichnung von Evert van Nuyden.

seinem Köpflein zu sehen. Als er, am Rand des Abhanges angekommen, unten sein Gefährt erblickte, fing er kläglich zu jammern an: „O mein Fuchselein, mein armes Fuchselein, was wird mein Metti sagen, was wird mein Metti sagen!“ Er wollte hinabsteigen und versank in der Schneewehe bis an den Hals, was die beiden, die oben standen, aufs neue zum Lachen reizte. Er achtete nicht darauf, sondern wühlte sich durch den Schnee wie ein Maulwurf und rief in einem fort mit seiner weinerlichen Stimme: „Mein armes Fuchselein, ich komme schon! Was wird mein Metti sagen!“

Dietbert stieg wieder in seinen Schlitten und lud Julia zu sich ein; auf das Fuchselein könne sie nicht

diese lenkt oft die Schritte der Menschen, ohne daß sie es deutlich inne werden. Julia wehrte sich gegen die wachsende Neigung nicht eben tapfer, ja sie schürte sie sogar geistlich, seit sie vernommen hatte, daß ihr Großvater, Hans von Heidelberg einst an Dietberts Familie hartes Unrecht geübt habe. Das war so geschehen: Hans Heidelberg haßte Dietberts Großvater, weil dieser ein Mädchen geheiratet, das er, der Patrizier, gerne zu seiner Geliebten gemacht hätte. Das war zu der Zeit, als Samuel Henzi den kühnen Plan faßte, die Obrigkeit zu stürzen, und sein Beginnen mit dem Leben büßte. In die Verschwörung hatte sich auch der Rotgerber Kuhn, der Schwager von Dietberts Großvater verwickelt,



DIE SCHWEIZ. 12202.

Schweizer Dragoner. Skizze von Evert van Nuyden.

rechnen, das werde Mühe haben, sich selber heimzuschaffen, und auf ihren Kavalier brauche sie keine Rücksicht zu nehmen, nachdem er der Freude, sie heil gefunden zu haben, in so liebenswürdiger Weise Ausdruck verliehen. Sie achtete der Worte erst nicht, sondern blickte hinab, wo der Patrizier sich mit seinem Pferde zu schaffen machte. Er brachte es ohne große Mühe auf die Füße. „Ist es munter?“ rief sie ihm zu. „Was kümmert's euch!“ gab er zurück, „die ihr es mit dem Gerberhund haltet!“

Nach diesem unfreundlichen Wort beschloß sie, es wirklich mit dem Gerberhund zu halten und fuhr mit ihm davon, und das Pferd griff rüstig aus, als hätte Julias Gewicht den Schlitten leichter gemacht.

Von da an führte der Zufall Julia und Dietbert häufig auf gleiche Wege, der Zufall oder die Liebe, denn

war aber dem Schwerte der gestrengen Herren durch rechtzeitige Flucht entgangen. Nun verdächtigte Hans Heidelberg Dietberts Großvater, mit seinem Schwager und Henzi am gleichen Amboß Verrat geschmiedet zu haben, und da er ein einflußreicher Mann war, brachte er es so weit, daß Dietberts Familie aus der Reihe der Regimentsfähigen ausgestoßen wurde, obschon seine Schuld nie erwiesen werden konnte.

Julia quälte das vor 50 Jahren begangene Unrecht und der sehnliche Wunsch ward in ihr lebendig, es wieder gut zu machen, indem sie die Liebe, die sie in Dietbert glühen sah, erwiderte. Ob sie für sich selber wohl daran thue, hatte sie bis zu dem Tage, da sie an seiner Brust vor einer Barettsvermählung Schutz suchen wollte, nie ängstlich überlegt. So gut wie die Patriziersöhne, mit denen das gesellschaftliche Leben sie zusammen-

führte, und deren wüzelloses und rohes Treiben sie abstieß, mochte er immer sein; auch über die Standesflucht, die zwischen ihm und ihr lag, meinte sie leicht springen zu können.

Aber wie sie nun in der Waldeinsamkeit auf ihn harnte und Stunde um Stunde verfloß und er immer nicht kam, zerbröckelte ihre Zuversicht. Hatte sie anfangs sehnsuchtsvollen Herzens auf ein Knistern des Waldbodens gehorcht, so sah sie jetzt mit fast ängstlichen Blicken nach der Richtung, aus der Dietbert kommen sollte und die Stunden wurden ihr qualvoll, wie sie uns in schlaflosen Fiebernächten werden.

Noch länger wurden sie zu derselben Zeit ihrem Vater, dem Sechszehner Heidek. Bis zum Mittagsmahl hatte er seine Ungeduld bemeistern können, da er hoffte, sein Kind werde bis dann zurückkehren. Wie er sich in seiner Erwartung getäuscht sah, wurde er immer aufgeregter und mit jedem Gedanken schwoll der Zorn in ihm höher an. Ha! er wollte den Trostkopf schon brechen! Ha! er wollte sie lehren, das Glück mit den Füßen zu treten! Denn immer verlockender erschien ihm eine Verbindung mit dem Hause der Galbi; sie waren reich und Walthard der einzige Sohn; er aber arm, bettelarm, bis zum Hals in Schulden steckend; er hatte nur zweierlei zu verschenken: ein Barett und eine Tochter, und diese Güter wollte er wohl anbringen. So heßte er sich zu immer heftigerem Grimm und er, der zu keiner männlichen That mehr fähig war, wollte nun den letzten Funken von Energie dazu verwenden, seine Tochter zu knebeln. Raftlos ging er von einem Zimmer zum andern, stets von dem keuchenden Möpschen begleitet, das besorgt zu ihm aufschaute und den neuen Geist, der im Hause wandelte, nicht begriff. Endlich hielt es der alte Heidek nicht mehr aus. Er rief die Magd.

„Sag, Anni, wo mag Julia sein? Du wirst verlegen, alte Schnupfnase! Du weißt etwas! Heraus damit, oder ich jage dich noch heute über die Hauschwelle! Ich zähle auf zehn, überleg' dir's!“

Er trieb sie so lange in die Enge, bis sie ihre Heimlichkeit austramte und ihm gestand, sie habe am Morgen Dietbert in Julias Auftrag ein Briefchen bringen sollen, er sei aber nicht zu Hause gewesen, da habe sie es der alten Gerberin überreicht.

Der Alte erriet nun alles. „Pack dein Bündel, du nichtsnutzige Kuppplerin!“ wetterte er mit seiner meckern- den Stimme, „du hast mich zum letzten Mal hintergangen! Aus meinen Augen, du Tropf!“

Er zog seine Pantoffeln aus und warf sie der fliehenden Magd an den Rücken, steckte dann seine Füße in Schnallenschuhe, griff nach Hut und Stock und ging davon, hastiger als man es seinen wackeligen Beinen,

die sich in den Knien nicht mehr zu strecken vermochten, zugetraut hätte. Der anhängliche Mops kugelte mühselig hinter ihm drein, die Treppe hinunter und zur Thüre hinaus.

Vor dem Haus stand der Alte ratlos still; wohin sich wenden, um Julia zu finden? Ohne selber zu wissen warum, schritt er dem untern Teile der Stadt zu, hastend ging er, und wer ihn sah, den überkam die Angst, er möchte hinstürzen; der Kopf hatte es eiliger, als die Füße es vermochten, und war ihnen immer einen Schritt voraus, so daß das ganze Gewicht des Körpers auf dem langen Stocke ruhte, der eifrig vor seinen Füßen aufschlug, mit ängstlichem Tone, als rief er den Leuten zu: „Obacht, werft ihn nicht um!“ Und hinterher watschelte keuchend der Mops, die Augen wie sein Meister auf den Boden geheftet, den Nutzen solcher Hege immer weniger einsehend.

Plötzlich dröhnte es über dem Alten wie eine gewaltige Stimme; er fuhr erschreckt aus seinem zornigen Sinnen auf und sah empor, wer so lärme; er stand vor dem Münster, die Glocken schlugen die Stunde und er zählte die Schläge.

„Drei Uhr und ich fand sie noch nicht, und morgen früh ist die Wahl!“

Hastiger als zuvor setzte er seinen Weg fort und schritt auf die Münsterterrasse hinaus, unter deren knospenden Baumkronen müßige Leute wandelten oder saßen. Julia war nicht unter ihnen.

„Vielleicht ist sie unterdessen heimgekehrt“, sagte er sich und schlug den Weg ein, auf dem er gekommen war. Heftig zog er die Hausglocke. Die alte Anni trippelte ängstlich herbei, mit roten Augen und zitternden Gliedern.

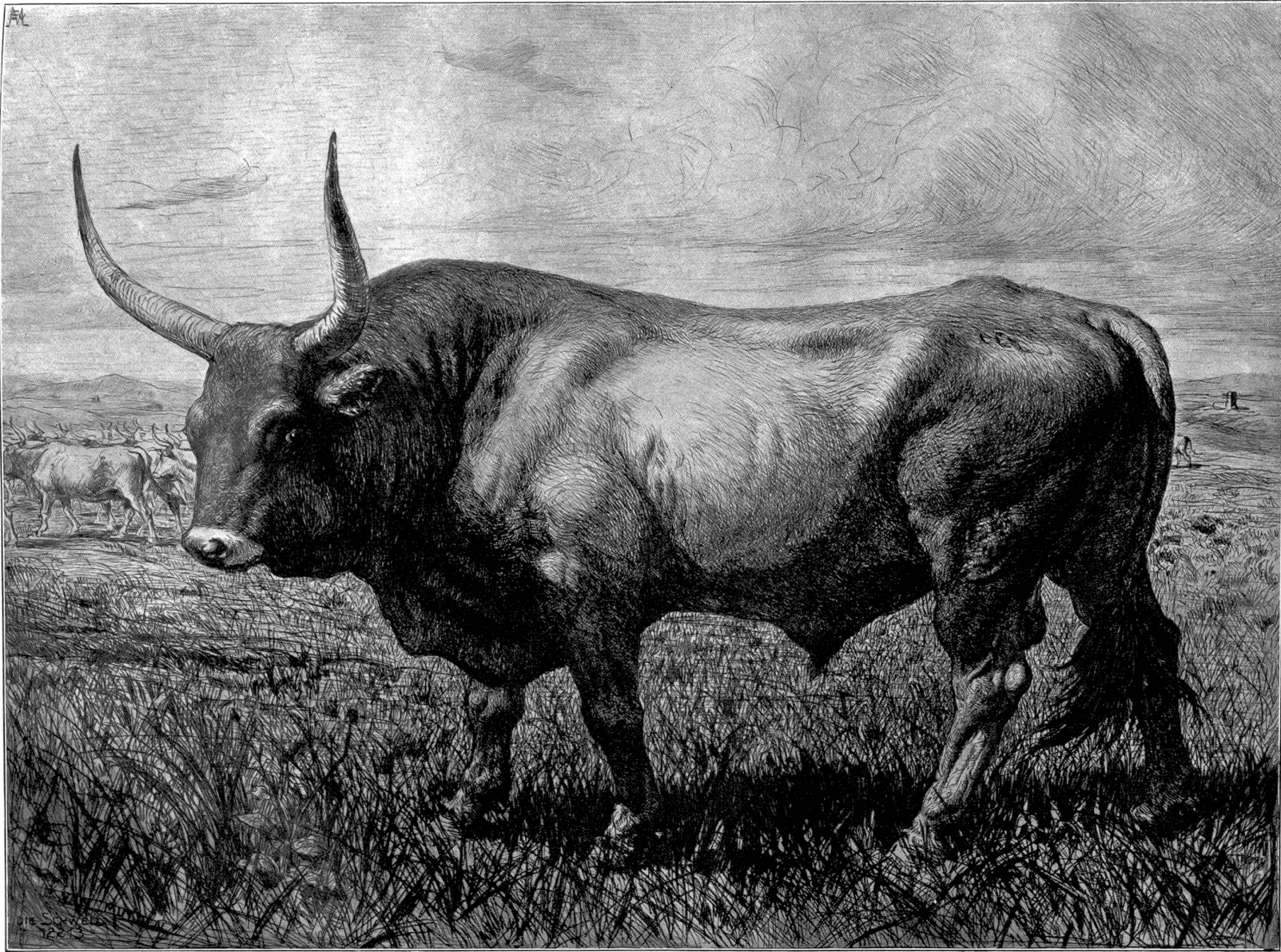
„Ist sie da?“

„Nein, Herr Heidek! Aber was vermag ich mich dessen? Sagt mich doch ums“

Er hörte nicht auf ihr Bitten, sondern riß die Thüre vor ihrer Nase zu und trottete wieder davon, planlos, nur den einen Gedanken in sich herumwälzend, wie er Julie bewegen könne, ihr Glück zu heiraten. Daß sie zu halstarrigem Widerstand entschlossen sei, zeigte ihm ihr langes Ausbleiben, und er sann auf Gewalt.

Ein Schlag aus der Höhe weckte ihn aus seinem Grübeln; wieder stand er vor dem Münster, es war halb vier Uhr.

Der unberufene Schlag der Glocke reizte ihn und da er seinen Aerger an keinem Menschen auslassen konnte, versetzte er dem Mops, der halb tot vor Erschöpfung ihm zu Füßen lag, einen derben Stoß mit dem Stocke. Das Tier schrie auf, so gut das Fett eben schreien kann, und mahnte den Meister an das Unvernünftige seiner Züchtigung. Das Geheul reizte



Römischer Stier.

Nach einer Radierung von E. van Nuyden, (Genf) Paris.

den Alten nur noch mehr, statt ihn zur Besinnung zu bringen, und er ließ auf den ersten Stoß einen zweiten und dritten folgen. Diesmal stieß das Hündchen keinen Schrei mehr aus, es sah mit flehenden Blicken zu dem Herrn empor und leckte ihm dann demütig die Schuhe. Damit weckte es sein Gewissen. Er sah sich um, ob jemand Zeuge seines Unverständes gewesen sei, mit jenem scheuen Blick, der Nebelhäutern, großen wie kleinen, eigen ist. Da fiel ihm ein Schatten in die Augen, der eilig in eine Gasse bog und verschwand. „War das nicht Dietbert?“

Er eilte, so schnell ihn die schlotternden Knie trugen, dem Schatten nach. Er hatte recht gesehen, dort schritt der Gerber, leicht wie ein junges Pferd. Ein Ruf war dem Alten auf der Zunge, aber er unterdrückte ihn und beschloß, Dietbert unbemerkt zu folgen. „Der soll mir den Weg zeigen und dann mit ihr zusammen seine Lektion in Empfang nehmen!“

Er sah lustig aus in seiner wackelnden Hast, wie eine Heuschrecke, die ein Zeichner auf zwei Beinen gehen läßt; die Leute, die ihn sahen, lachten und der Klappenmacher Gautschi, der unter der Tadhüure stand, sagte zu seinem Nachbar, dem Kürschner: „Sieh dir dort den Sechszehner Heibel an! Ich wette meine beste Klappe, er ist in Nöten wegen seiner Tochter!“

„Man möchte meinen, er laufe zur Hebamme, so eilig hat er's!“

„Vielleicht wird ihm irgendwo ein Schwiegersohn geboren!“

„Wohl bekomm's dem Mädchen!“

Niklaus Heibel hatte keine Zeit, auf das zu achten, was man ihm in den Rücken schoß. In seine Beine war die Angst gefahren, er könnte Dietberts Spur verlieren; der Schweiß rann ihm über den Rücken und doch wurde die Entfernung zwischen ihm und dem Gerber immer größer, und bog sich die Gasse und verlor er sein Wild einige Zeit aus den Augen, so zappelte er noch mehr mit den Füßen und hatte das Gefühl eines Träumenden, der ein Ziel erreichen möchte und sich nicht rühren kann.

Jetzt schreitet Dietbert durch das Christoffelthor. „Sie erwartet ihn draußen im Wald“, denkt der Alte, „wie werde ich sie dort finden, wenn ich dem Schelm nicht beständig auf den Fersen bin?“ Er schaut sich nach einem Wagen um, es ist keiner in der Nähe und der Weg fängt nun gar zu steigen an. Er muß inne halten, um Atem zu schöpfen, der andere aber schreitet wie ein Hirsch und ist schon oben, er sieht von ihm nur noch Kopf und Schultern und jetzt versinkt auch der Hut hinter dem Rande der Anhöhe.

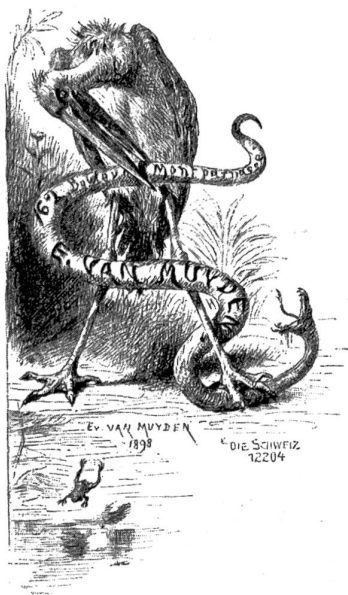
Als Heibel endlich unter der mächtigen Baumallee ankam, deren Bäume sich längs des Waldes hinziehen,



Puma auf der Lauer.
Federzeichnung von E. van Muijden.

wie Wachtposten vor dem Heerlager, war er am Ende seiner Kräfte, Dietbert aber längst im Dunkel des Forstes verschwunden. Da ließ der geplagte Mann sich auf eine Bank sinken und beschloß zu warten, bis die beiden erscheinen würden. Nach einiger Zeit kam auch das Möpschen nachgewatschelt; es streckte sich unter der Bank aus, schaffte sich mit der Zunge die Hitze aus dem Leibe und freute sich der Müdigkeit seines Meisters, denn es war von selbstüchtiger Art.

Drinne im Waldesfrieden, des Geliebten harrend, saß unterdessen Julia beklommenen Herzens zwischen lachenden Blumen und zierlichen Kränzen. Da knisterte etwas; es mußte ein dürres Reis sein, das unter einem Fußtritt brach. Sie sprang auf und sah durch das Gewirr der Bäume eine hohe Gestalt nahen, einen wandelnden Stamm zwischen den angewurzelten. Sie hätte aufschreien mögen, und auf einmal war die Freude wieder Herrin ihres Herzens: es war ihr zu Mutte wie dem Schiffbrüchigen, der ein Segel auftauchen sieht.



Marabu mit Schlange.
Bignette von E. van Muyden.

Sie lief Dietbert entgegen, die Hände nach ihm ausstreckend. Er sah sie fragend, fast ängstlich an, wie er sie aber heiter sah, hellte sich auch sein Gesicht etwas auf.

„Sie sind nicht froh,“ sagte sie zu ihm.

„Wie soll ich froh sein? Es ist ja nun wohl aus zwischen uns.“

„Warum wollen Sie, daß es das Ende sei?“

„Mich quält die Angst! Auf dem

ganzen Wege habe ich gedacht, wir kämen zusammen, zum letzten Mal, um Abschied zu nehmen.“

Da nahm sie einen der Kränze, die sie gewunden, und legte ihn lächelnd um seinen Hut. Das war die größte Gunst, die sie ihm je gewährt hatte und er nahm die Gelegenheit wahr und that, was er in sehnfüchtigen Gedanken oft schon gethan: wie sie mit erhobenen Armen vor ihm stand, umschlang er sie, und sie ließ es geschehen und sträubte sich auch nicht, als sein Mund dem ihrigen näher rückte, als gerade notwendig war, um ihr vernehmlich zu sagen: „Ich bin dir herzlich, ich bin dir unsäglich gut!“

Nun war Freude in der Waldblichtung, die Aneemonen und Schlüsselblumen sahen nach ihren Schwestern auf Dietberts Hut und ihnen dünkte, es könne nicht gar schmerzlich sein, auf dem Haupte eines Geliebten zu sterben.

Der Teich aber, der solcher Pärchen schon manche mochte gesehen haben, lächelte schalkhaft und ließ eine kleine Welle über seinen Spiegel gleiten, so daß die Bilder der beiden etwas ins Schwancken gerieten, als hätte er ihnen in seiner neckischen Art sagen wollen: „Laßt das Freudenfeuer nicht allzu hoch flackern, ich sah schon manche, die meinten, ihre Arme für die Ewigkeit verschlungen zu haben, und dann kam eine Welle, erst eine kleine, und dann noch eine, eine größere Aber mir mag's ja recht sein und ein Glückverderber bin ich nicht!“

Als die Freude ihr Mütchen etwas ausgelassen hatte und sich zahmer geberdete, begann sich in Dietbert die Verzagttheit wieder zu regen und er sagte kleinlaut: „Ich werde die Angst trotz allem nicht los; alle Bosheit wird wider uns sein und niemand für uns; denk' an deinen Vater!“

„Es soll dennoch gut werden: mein Vater liebt mich und wird mich nicht elend machen wollen.“

„Haben nicht schon gute Väter ihre Töchter gezwungen“

„Ihre Töchter, ja, mich aber nicht! Ich bin keine Feder, die man mit einem Hauch dahin bläst, wo man will. Mein Nacken duldet kein Joch und keinen Riemen meine Stirne! Frei, wie ich atme, will ich handeln!“

Sie hatte sich hoch aufgerichtet, ihre Augen leuchteten und die Wangen wurden dunkel; auf ihr goldrotes Haar fiel ein Sonnenstrahl und es schien, ihr Haupt sei von Feuer umloht. Herrlich stand sie vor ihm und groß, so groß, daß er, der stämmige Mann, meinte, neben ihr zu versinken und nicht mehr wagte, sie in ihrer trotzigen Schönheit zu umfassen und ihr die stolze Blut von den Wangen zu küssen.

Und wie er sie so sah, sprang ihm unwillkürlich das kleinmütige Wort über die Lippen: „Du bist zu groß für mich, wie darf ich die Hand nach dir ausstrecken!“

Sie sah ihn an, als verstände sie ihn nicht.

„Du weißt nicht,“ fuhr er fort, „was du mir opferst und wie wenig ich dir sein kann. Der Stand ist in unserer Stadt kein schlechter Rock, den man wegwerfen kann und nachher nicht ärmer ist als zuvor; der Stand ist alles und wer nicht zum rechten gehört, ist ein Bettler und Lump. Du weißt es nicht, aber ich muß es dir sagen: ich habe mich deinetwegen, meiner Liebe wegen an die Obrigkeit gewendet mit der demütigen Bitte, uns wieder in die regimentsfähige Bürgererschaft aufzunehmen, zu der wir ehemals gehörten; die letzte Handlung des abtretenden Rates war, mich an Bescheidenheit zu mahnen und mir einzuschärfen, der Makel, der auf unserem Hause ruhe, sei wie eingefressener Krost im Schild, er lasse sich nicht abreiben. Sieh, Julia, als ich den Bescheid las, habe ich die Hoffnung auf dich begraben, ich bin gelähmt an meinem Willen und geschwächt an meiner Kraft. Was würde ich dir sein können, ich, ein verachteter Gerberssohn!“

„Dietbert, so redet rechte Liebe nicht, sie weiß, daß sie über Standesvorrechte und Adelsbriefe geht, sie schreitet mit dem Fuße darüber weg, achlos, wie man über einen unechten Teppich schreitet. Ist deine Liebe so groß wie die meine, und dein Herz so weit wie meins, so bist du von meinem Stande und ich von dem deinen. So will ich dich messen.“

„Ich liebe dich, wie ich kann, so tief wie meine Seele und so stark wie mein Herz,“ entgegnete Dietbert, und da er als Mann nicht zaghafter scheinen wollte als das Mädchen, schlang er die Arme um sie und sie ließ es auch diesmal geschehen.

Wieder lächelte der Teich daneben schelmisch dazu, als wollte er sagen: „Ja, ja, umhast euch nur! Es

hat doch schon eine Welle den frischen Bund geschaukelt und gerüttelt; wird es die letzte sein? Ja, du junges Volk, du kennst das Leben noch nicht, wer es kennen will, muß das Wasser betrachten, Leben und Wasser sind Brüder.'

Und wieder glitt ein Schwarm von Wellen über den Teich — von der Eiche war ein dürres Reis hineingefallen — und wieder erzitterte und schwankte das Spiegelbild der Liebenden. Sie achteten es freilich nicht, und Hand in Hand gingen sie davon durch den Wald der Stadt zu, sinnend, wie es ihnen wohl anstand, die Hoffnung auf Glück nährend und fast glücklich werdend. Sie vergaßen dabei dem Teiche ihr Lebewohl zu sagen; der aber war sich an solches Betragen gewöhnt und sah nicht minder lieblich drein.

Schweigsam gingen die beiden nebeneinander, denn wenn das Glück sich recht vergnüglich stellen will, so hält es sich stumm, um nicht durch ein Wort, eine Betonung den Schein zu stören. Nur die Hände sprachen zu einander durch stärkeren oder leiseren Druck, je nach der Spannung der Saiten, die gerade in der Brust zitterten und tönten. Die Waldbäume, die den Traum daherkommen sahen, lieblich aber unsicher, wichen ihm aus, denn sie sahen wohl, daß der beiden Augen nach innen schauten und blinde Führer waren.

Der Abend senkte sich und düster schauten die Tannen herab. Als sich aber die Liebenden dem Waldrande näherten, drangen schmale Glanzbänder in das Düstere ein, zitternde Sonnenbilder auf die Stämme und auf die am Boden kriechenden Wurzeln werfend. Das Moos, das am Fuß der Bäume kauerte oder an der rauhen Rinde emporkletterte, leuchtete da und dort auf wie grüner Sammet. Zwischen den letzten Stämmen blieben die beiden stehen, wie auf ein Zeichen, so mächtig war der Anblick. Die Sonne sank in die Ebene hinab hinter den noch halb kahlen Kronen der Baumallee, die wie eine Schar dunkler Riesen ins leuchtende Land hinausliefen und sich in der Ferne verloren. Das Abendrot drang in brennenden Streifen und in blitzenden Lanzen durch das Geäst, wie Kohlenlut, aus der Flamme schlagen. Und Feuer und Glut zersplitterten und zerstäubten sich in der Luft und erfüllten sie ringsum mit zitterndem Glanz, als wehte ein feiner Goldstaub auf den Wald und das junge Grün der Fluren herab. Am Waldrand standen Haselstauden mit gelben Köpfchen, und es schien, der Goldstaub habe sich an die schlanken Zweige gesetzt und auf die Flügel einiger Bienen, die sich bei der Arbeit verspätet hatten, emsig um den Busch summten und endlich, nochmals aufleuchtend, verschwanden.

Tiefer sank die Sonne wie ein brennendes Rad; schon war die eine Hälfte versunken und die andere

glitt nach, langsam, sich wehrend gegen die Nacht, die sie hinter dem Walde auf der Lauer wußte. Zum Abschied schleuderte sie noch einen zündenden Blick nach Osten, trotziglich, als wollte sie sagen: „Ich komme wieder, dort drüben! Nur nicht verzagt!“

Das ganze Land schwamm, wo die Scheibe hinabsank, in flüssigem Gold. Nach und nach röteten sich die Wolken bis in den fernen Osten, bis vor die Thore der Nacht und ihr Glanz fiel auf das Schneegebirge, das über den Türmen der Stadt seine reinen Zacken gen Himmel hob, rosig überzogen.

Julia und Dietbert hatten wortlos das Schauspiel verfolgt. Jetzt brach der Jüngling das Schweigen: „Siehst du das Kreuz im Firnschnee der Jungfrau? So klar sah ich's noch nie, es ist ein merkwürdiger Abend.“

„Ja, es ist wahr, selbst jene Riesenschwester im weißen Brautkleid trägt ihr Kreuz! Wer muß keines tragen auf dieser Welt?“ sagte Julia sinnend und fuhr nach einer Weile fort: „Gleichviel, ich bin heute nicht zaghaft aufgelegt; auf ein so herrliches Abendrot können keine trüben Tage folgen. Sieh mir, wie sich die Wölkchen dort auflösen und im rosigen Himmel zerfließen, wie Schatten in unserem Gemüte. Komm', Geliebter, scheiden wir getrost von einander, jedes auf des andern Standhaftigkeit vertrauend.“

Wie sie ganz aus dem Wald treten wollten, stutzte Julia und that einen Schritt rückwärts. Wer war das, der dort unter dem Baume saß, das Haupt fast auf den Knien und den Hut auf dem Boden? Kein Zweifel, er ist's, es ist sein weißes Haar, in dem die Abendluft spielt.

„Der Kampf erwartet uns vor dem Wald,“ sagte sie, „wir müssen tapfer sein, dort sitzt mein Vater.“

Dietbert trat noch tiefer in den Wald zurück und sagte ängstlich: „Er wird es nimmer zugeben! Wenn es nur nicht jetzt, nicht jetzt schon sein müßte! Wir sollten zur Ueberlegung . . .“

„Wozu lange Ueberlegung? Nein, es soll sich rasch entscheiden, so ist es gut! Komm', sprich mit ihm!“

„Ich bringe es nicht übers Herz,“ entgegnete er und seine hohe Gestalt schien in sich zusammenzusinken, wie ein morscher Schneemann. „Er sieht so seltsam aus, so düster im Abendrot, so vergrämt und elend und doch wieder so ehrwürdig im



Dignette für ein Mann.
Abbildung von E. van Nuyden.

weißen Haar. Ich käme mir vor wie ein Dieb, wenn ich vor ihn träte.'

Julia sah genauer nach dem Vater; er schien sich seit dem Morgen verändert zu haben, er war wie ein Wagen, der unter seiner Last zusammengebrochen und nun traurig am Wegrand liegt. Mitleid erfaßte sie, wie sie ihn betrachtete. Konnte sie dem gebrochenen Manne, den sie kindlich liebte, nun wehe thun, auf ihn zutreten und Willen gegen Willen und Trotz gegen Trotz setzen?

'Dietbert, ich wollte, wir könnten miteinander fliehen, weg aus dieser Stadt und diesem Land, um uns in der Fremde eine Heimat zu suchen.'

Der Mann sah sie erschrocken an und erwiderte kleinmütig: 'Fliehen? Denke an unser Geschäft! Ich habe es leidlich in Gang gebracht und sollte es nun im Stiche lassen und die alten Eltern dazu? Und in der Fremde, was wäre das für eine Not ums Brot und für ein Ringen ums Glück!'

Mutlos sah er in die Ferne ins Abendrot, an Julia vorbei, die ihn mit den Augen maß und um deren Lippen es traurig zuckte; sie hatte ihn höher geschätzt.

'Wir sind ein markloses Geschlecht,' sagte sie langsam, 'mit 25 Jahren verzweifeln wir schon am Leben und an unserer Kraft und denken an die Ruhe, wie ein alter Nachen, der sich am Strand in den Sand legt.' Sie sann eine Weile und fuhr dann weiter: 'So ist unsere ganze Stadt. Geh' die Arkaden hinauf und hinunter; die Trägheit hat vor jedem Haus ihr Bänkelein und in jeder Werkstatt der Müßiggang seinen Winkel. Jeder gemeine Bürger meint, er sei zu gut, ein redlich Handwerk zu treiben, er will lieber darben, als sich rühren, und wird ihm die Not dringlich, so läßt er sich von der Junst, zu der er gehört, ernähren, und errötet selbst nicht, sich dem Spital¹⁾ und seine Kinder dem Waisenhaus zu übergeben. Es ist ein Geschlecht im Niedergang. Und an dir, Dietbert, hat die allgemeine Krankheit auch zu nagen begonnen. Ich habe dir stärkere Schwingen zugetraut; ich meinte nicht, daß du zu denen gehörst, die im Gebüsch oder Gras nisten und den Flug über die Wipfel hinaus in den freien Aether sich nicht zutrauen. Raffe dich auf!'

Der junge Mann, die Wahrheit des Wortes fühlend, stand beschämt vor dem Mädchen und wagte nicht, es anzusehen. 'Man hat mir noch nie Trägheit vorhalten können,' sagte er, 'und ich wäre auch jetzt so mutlos nicht, wenn mir die Zukunft nicht so hoffnungslos und dürr erschiene. Wo soll mein Korn blühen? Den Ratsaal hat man mir verriegelt; was aber sind und vermögen nicht regimentsfähige Bürger in unserer Stadt?

Was können sie aus ihrem Leben machen? Nichts! Wir kriechen am Boden wie das Gewürm und müssen froh sein, nicht von den Schuhen der Besseren zertreten zu werden. Liebe ich dich nicht, ich möchte mich lebendig begraben!'

'So liebst du mich nicht! Liebe, wie ich sie kenne, kennt das Zagen nicht, sie nimmt den Kampf auf, siegesgewiß! Dietbert, wir sind noch jung. Wir wollen wegziehen und uns draußen für unser Leben wehren und glücklich werden. Sieh jene goldene Wolke in der Ferne, sie sagt uns, daß auch dort ein gutes Land sei, auf das der Himmel freundlich niederblicke. Ziehen wir ihr nach! Ich sprach das Wort vorhin aus, ohne es zu überdenken, jetzt sage ich es wieder und meine es, wie ich es spreche. Ich will dir draußen helfen, ich bin stark, ich will arbeiten wie eine Magd; dafür aber sollst du mich jetzt retten, retten vor der Schmach, wie gemeine Ware verschachert zu werden. Thü' mir den Dienst und ich will es dir zeitlebens danken!'

Sie hatte die Worte begeistert ausgesprochen und auch Dietberts Seele schien flügge zu werden. Er trat mit ausgebreiteten Armen auf sie zu, um sie zu umfassen, aber er ließ die Arme wieder sinken. Hatte er wieder an sein Geschäft gedacht? Oder an die Mühe und den Schweiß, die draußen in der Fremde seiner harrten?

'Dein Plan ist schön,' sagte er, 'aber er muß reiflich überlegt werden. Ihr Mädchen bedenkt immer nur das Nächste.'

Sie wandte sich von ihm ab. Da sie schwieg, hub Dietbert nach einer Weile wieder an: 'Sollten wir nicht vorher versuchen, deinen Vater zu befehren?'

Sie maß ihn wieder, den hohen Mann, wie sie ihn schon einmal gemessen hatte. 'So komm', sagte sie, aber man merkte es am Tone, daß sie das Vertrauen in ihn halb verloren hatte.

'Muß es gleich sein?'

Sie streifte ihn mit einem mitleidigen Blick; den verstand er und, sich aufraffend, trat er mit ihr aus dem Walde hervor und näherte sich dem alten Heidek.

In der Nähe ihres Vaters angekommen, eilte Julia auf ihn zu, Dietbert hinter sich lassend.

Der Alte, aus seinem Sinnen aufgeschreckt, wollte sich erheben, sank aber wieder zurück auf die Bank.

'Was ist dir, Vater, du machst mir angst.'

'Du kommst in Begleitung,' sagte er, sich fassend, in vorwurfsvollem Tone. 'Wer seid ihr, junger Mann?'

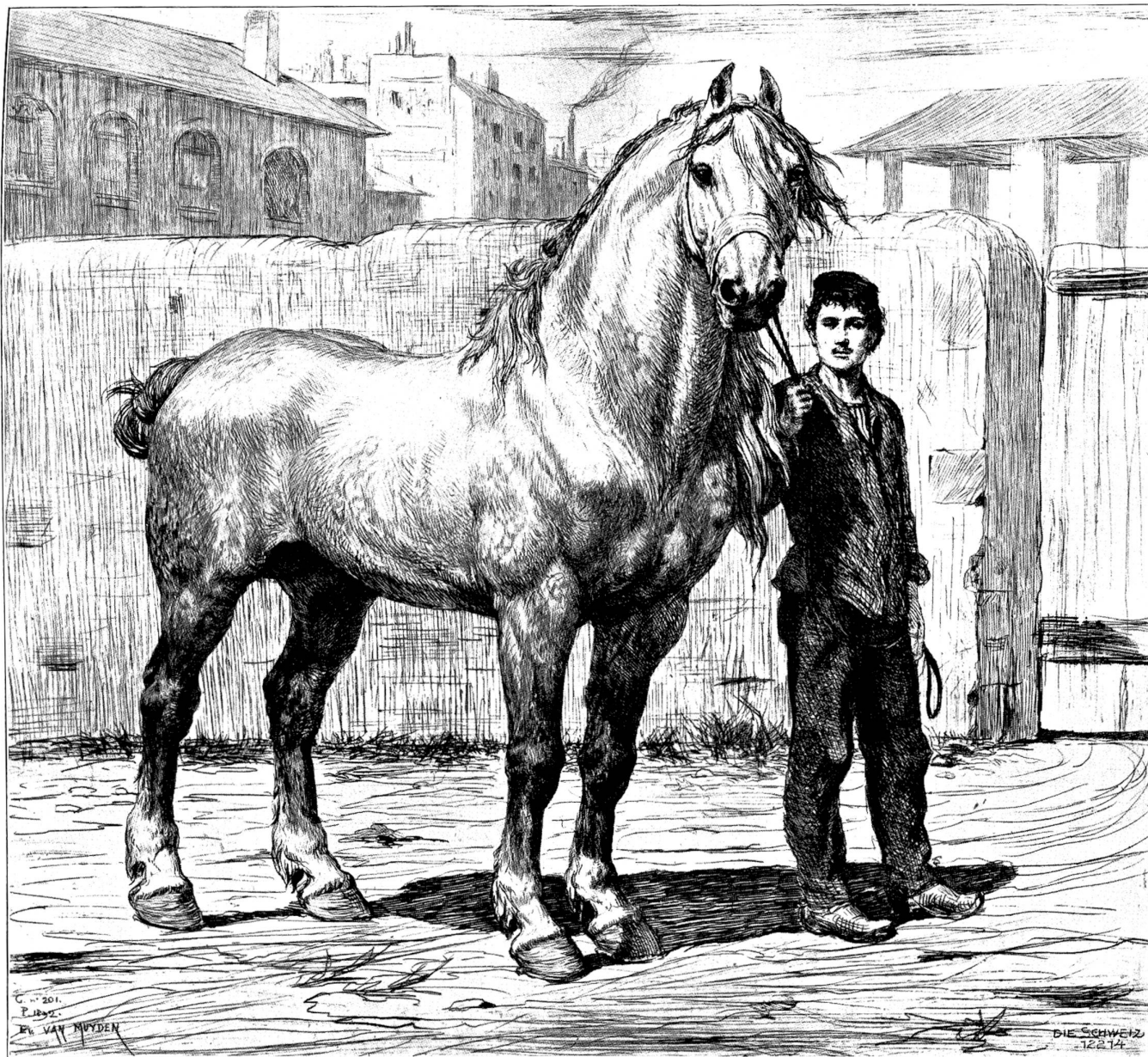
'Du kennst ihn ja, es ist Dietbert, Dietbert Scheurer.'

'Was ist er seines Zeichens? Ich kenne keinen Scheurer unter den anständigen Bürgerleuten.'

'Ich bin ein Gerber, wohne'

'Ein Gerber? Pfui! mein Kind!'

¹⁾ Pfundhaus.



Etalon percheron.
Radierung von E. van Nuyden, (Genf) Paris.



französischer Karabinier und österreichischer Dragoner (1799).
Radierung von Gert van Meyden, (Genf) Paris.

„Dein Schimpfswort trifft weder mich noch ihn, Vater, ein ehrbar Gewerbe ist keine Schande! Schau' nicht so streng, du warst doch sonst so gut!“

„Thörichtes Kind, du kennst die Welt und ihre Schliche noch nicht! Erschlichen hat er dich, denn er wußte wohl, daß sein Weg und der deine sich nimmer kreuzen dürfen.“

„Ihr thut mir Unrecht,“ protestierte Dietbert mit unsicherer Stimme, „nie habe ich etwas Unlauteres gedacht und begonnen. Ich liebte und begehrte sie; aber den entscheidenden Schritt ließ ich sie thun.“

„So schäme dich, dein Handeln ist niedrig wie deine Geburt! Ein Mann bist du nicht und fühlst wie ein Zuchthäusler, sonst würdest du dich nicht auf Kosten

Hochverrätern und Verschwörern haben wir nichts zu schaffen!“

Der junge Mann wandte sich bei dem Rufe um, bleich und bebend; er schien etwas sagen zu wollen und das rechte Wort nicht zu finden. Wie ein Greis ging er dann davon und man sah ihm am Rücken an, daß ihm die Wimpern feucht wurden.

Der alte Heidek erhob hinter ihm drohend den Stock und ein höhnisches Siegesgelächter klang meckend aus seiner armseligen Brust. Er war über sich und seinen Erfolg erstaunt, so mannhaftes Handeln und Reden hatte er sich selber nicht mehr zugetraut. Julia aber fing bei seinem Lachen bitterlich zu weinen an und das Weh krümmte sie. Die Stütze, auf die sie gezählt,

des thörichtes Mädchens rein waschen wollen. Geh' mir aus den Augen!“

„Urteilt nicht so hart, Herr von Heidek!“ Dietberts Stimme klang schüchtern, wie die eines Schulknaben, der einen Fehler begangen hat, der Greis sich als den Stärkern erkennend, richtete sich auf und rief ihm herrisch und verächtlich zu: „Geh', ich mag dich nicht sehen!“

„Bei Gott, ich verdiene nicht...“

„Geh'!“ schrie ihn der Alte an.

Julia ergriff die Hand ihres Vaters und redete ihm zu, nicht so zornmütig zu sein; aber sie erreichte das Gegenteil von dem, was sie wollte. Da gab sie Dietbert ein Zeichen, sich zu entfernen und wollte mit der Hand nach dem verglühenden, schönen Tage verheißenden Abendrot deuten; wie aber ihre Blicke auf den vor wenig Stunden noch sehnlich erwarteten Mann fielen, der jetzt niedergedonnert und ohne Würde da stand, ließ sie die Hand sinken und wandte sich ab.

Dietbert ging und der Alte, mit grausamer Hand in eine schmerzende Wunde greifend, rief ihm nach: „Mit

hatte sich schwach und morsch erwiesen, nun war sie allein.

„Komm', Kind, laß uns heimkehren, wir müssen ernstlich mit einander reden.“

„Neben wir hier unter freiem Himmel,“ erwiderte sie, die Thränen trocknend. Ihr war, die Bäume und Sträucher ringsum und der lichte Abendhimmel mußten sich auf ihre Seite schlagen und wackere Helfer sein.

„Nein, komm' nach Hause!“ entgegnete der Vater und reichte ihr den Arm. Schweigsam schritten die beiden nebeneinander der Stadt zu, auf Waffen sinnend für den Kampf, der nun ausgefochten werden mußte. Manchmal sah Julia ihren Vater verstohlen an und der Anblick schnitt ihr in die Seele: so gebrechlich und fühllos war er ihr noch nie erschienen: warum mußte sie, die ihn sonst so liebte, wie ein Wolkenschatten seinen

Lebensabend trüben? Es wurde ihr bange, sie könnte die Kraft nicht finden, ihm zu widerstehen, hart zu sein, wie er, aus seinem verbissenen Munde zu schließen, hart sein wollte.

Bei diesen unerbaulichen Gedanken blickte sie etwa nach dem Himmel, der ihr am Walbrand so verheißungsvoll in die Zukunft gezündet hatte und sie hoffte in seiner Reinheit und Schöne Trost zu lesen. Aber er war derselbe nicht mehr: Die Nacht stieg hinter dem Walde empor, fuhr mit ihren kaltschlechten Fingern darüber hin, die rosigen und goldenen Töne auslöschend, wie man die Schrift auf einer Tafel verwischt und grau und traurig legte es sich über Flur und Stadt und über die Menschen, die still ihrer Behausung und dem trüben Ampellicht zuschritten.

(Fortsetzung folgt).

✧ Auf der Ferienreise. ✧

Von Quintus Fixlein.

I. Vorbereitungen.

Nun hat schon lang genug beklommen
Die Brust den Straßenstaub geschluckt:
Die frohen Ferien sind gekommen,
Jetzt wird der Wanderstab genommen, —
Wie mir's schon in den Beinen zuckt!

Schon in den trüben Winterwochen,
Wenn ich vor rauher Nebelluft
Am warmen Ofen mich verkrochen,
Hab' manchmal ich im Geist gerochen
Der Alpenwiesen würz'gen Duft.

Und trieb der Sturm die weißen Flocken,
War bleich des Tages Licht und falb, —
War oft mir's, als ob Herdenglocken
Mit friedlichem Geläut' mich locken
Hinauf zur blumengeschmückten Alp.

Dann ließ ich's ruhig draußen wettern,
Ich holte mir den roten Band
Und fing behaglich an zu blättern,
Bis aus den toten schwarzen Lettern
Der Berge Pracht vor mir erstand.

Und schon begann das Ueberlegen:
Wo geht die Reise diesmal hin?
Geh' ich auf wohlbekannten Wegen?
Zieh' neuen Wundern ich entgegen? —
Nach beidem stünde mir der Sinn.

Kommt Zeit, kommt Rat! — Es regnet Blüten
Der Lenz, es reift des Sommers Frucht, —
Nun fängt die Hitze an zu brüten,
Und vor des Hundsterns grimmem Wüten
Ergreift ein fluger Mann die Flucht.

Nun schnür' das Ränzle flink, Geselle,
Und mache dich zur Fahrt bereit!
Den Eodenzug hol' zur Stelle,
Pack' ein das Hemde von Flanelle,
Da's auf den Höhen manchmal schneit.

Geschärft ist neu des Bergstocks Eisen
Und frisch genagelt sind die Schuh';
Auch wird es heilsam sich erweisen,
Wenn ich, gewiß von frühern Reisen,
Noch Vaseline ins Ränzle thu'.

Eispickel zwar und Gletscherseile
Bedarf ich nicht; ich laß' die Höh'n
Den Feren gern, die nur auf steile
Berggipfel klettern, — manche Meile
Geht's auf Bergstraßen auch sich schön.

Dafür sei eines nicht vergessen:
Das Gläschen mit dem Alkohol!
Klar braust der Gletscherbach, indessen
Ihn pur zu trinken, ist vermess'n,
Und sonst auch thut ein Gläschen wohl.